

Unterhaltungs-Blatt,

a l s

Beilage zur Preßburger Zeitung Nr. 100.

Dienstag, den 17. Dezember 1822.

Die Uhr.

Meinen Sylvester-Abend feierte ich diesmal im Hause des Kriegsraths B. — Die Gesellschaft war zahlreich; einstimmig ward beschlossen, den Rest des scheidenden Jahres nicht durch Spiel zu entweihen. Die Unterhaltung der gebildetsten Männer der Hauptstadt interessirte und belehrte. Man kam auf allerlei Dinge zu sprechen, vertheidigte das Magnetisiren und lächelte über Geistererscheinungen und Ahnungen.

Ein Offizier, dessen narbenvolles Gesicht und dessen mit mehreren Orden gezierte Brust gleich Anfangs meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, hatte bis jetzt schweigend unserm Gespräch zugehört. Ein junger Mann bespöttelte so eben mit selbstgefälligem Wiß den Aberglauben, als der Offizier um Erlaubniß bat, eine Geschichte zu erzählen, deren Wahrheit er mit seiner Ehre, seinem Leben verbürge. Ein so bewährtes Wort entschied augenblicklich; man rückte näher zusammen, und der Erzähler begann:

„Im Cadettenhause, wo ich sehr frühzeitig meine militairische Laufbahn eröffnete, machte ich die Bekanntschaft eines jungen Freiherrn von A. Gleiche Bestimmung, gleiche Lebensansichten und ein wunderbares Zusammenreffen aller unserer Lieblings-Neigungen verband uns bald

auf das Innigste und machte uns zu unzertrennlichen Freunden. Wir beide glühten für Freiheit und Vaterland. Der damals drohende Französische Krieg ließ uns wohl ahnen, daß wir unsere Zeit nicht im müßigen Standquartier würden verträumen müssen. Mit lebhafter Phantasie malten wir uns das thatenreichste Leben. Durch Zufall war ich einst so glücklich, meinen Freund beim Baden vom Ertrinken zu retten. Mein Verdienst dabei war sehr gering, denn ich war einer der besten Schwimmer. Aber wie hoch nahm mein Freund diesen kleinen Liebesdienst auf! Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Mit hoher Begeisterung schwur er, meiner That noch in der Todesstunde zu gedenken. — Der Unglückliche! — Ach; nur zu wahr hat er Wort gehalten!“

Eine schnelle Blässe überzog das Gesicht des Erzählers, und man sah sehr deutlich, daß er mit großer Anstrengung seine hervorbrechenden Thränen zu unterdrücken suchte. —

Die Gesellschaft schien es nicht zu bemerken, ward aber immer gespannter. Nach einer langen Pause nahm er wieder das Wort.

„Die glückliche Zeit unsers Zusammenlebens verstrich nur zu bald. Der Krieg war förmlich ausgebrochen. Unserer höhern Bestimmung zu folgen, ward uns angezeigt, so wie das Regiment, wohin wir versezt wurden. Wir verließen das Cadettenhaus, und ich begleitete meinen Freund zu seinen Ältern, welche an der Schlesischen Gränze ihre Güter hatten. Mit offenen Armen und stolzer Freude, wurde der sich zum schönsten Jüngling ausgebildete Sohn von dem ehrwürdigen Älternpaar empfangen, und mich

kehrte die liebevollste Aufnahme. Nicht sehr glückliche Tage verlebte ich auf ihrem romantischen Schlosse, im Kreise der edelsten Familie; — da schlug die Stunde der Trennung — und das neidische Schicksal entfernte mich auf lange, lange Zeit von meinem geliebten U. — Nichts von unserm Abschied. — Mein Freund begleitete mich bis in das nahe Birkenwäldchen des Schlosses — wir trennten uns, kehrten wieder um, stürzten einander nochmals in die Arme — und mit nassen Augen riß ich mich los, und rief ihm noch in der Ferne meine Lebwohl! — Die Segenswünsche der Ältern folgten mir auf meiner gefährlichen Lebensbahn. — Kaum an meinem Bestimmungsorte angekommen, mußte ich auch schon mit meinem Regiment aufbrechen.

„Die Erzählungen meiner Feldzüge werde ich nur leicht berühren und manche Zeitperiode überspringen. Die Schicksale und Leiden unseres Vaterlandes sind uns Allen zu schmerzlich bekannt. Erst nach abgeschlossenem Frieden hatte ich die Freude, in die Nähe meines U. zu kommen. Welch ein Wiedersehen! — was hatten wir Alles erfahren — was uns Alles zu erzählen! — Mein Freund war zum vollkommensten Offizier ausgebildet; sein Geist hatte eine Festigkeit und Kraft gewonnen, über welche ich erstaunte. Mit hoher Freude und Bewunderung drückte ich den Herrlichen an meine Brust. Ich war der Vertraute seiner Jugend-Leidenschaften gewesen, jetzt war ich auch der Vertraute seines edlen Stolzes. Groß und schön war dieser. Nur durch Geschicklichkeit und wesentliche Verdienste wollte er steigen. Wie weit fühlte ich mich hinter ihm zurück! — wie belehrend wurde für mich sein Umgang! — Ich

verlebte mit ihm einen genußreichen Winter zusammen in einer Garnison. —

(Der Beschluß folgt.)

Merkwürdiges Beispiel von der Grausamkeit und Großmuth der Indianer.

Hr. Schoonhoven, ein 80jähriger Greis, der vor Kurzem in der Nähe des Georgensees in Nordamerika lebte, und vielleicht noch lebt, erzählte Hrn. S., einem Freunde des Dr. Silliman, folgendes merkwürdige Beispiel von der Grausamkeit und Großmuth der Indianer. Im letzten französischen Kriege (in America) wurde er auf einer Wanderung durch die Wildniß zwischen Fort Wilhelm Heinrich am Georgensee und Sandy-Hill am Hudson, wo sich jetzt ein hübsches Dorf erhebt, nebst sechs oder sieben andern Americanern, von einer Abtheilung Indianern gefangen. Man führte sie zu einer Stelle, welche jetzt einen offenen Platz in der Mitte des Dorfes bildet, und ließ sie in einer Reihe auf einen Baumstamm niedersetzen. Die Indianer fingen dann mit völliger Kaltblütigkeit an, ihren Schlachtopfern der Reihe nach mit dem Tomahawk die Köpfe zu spalten, während die Überlebenden still saßen und das Schicksal ihrer Gefährten mit ansehen, und das ihrige in unaussprechlicher Angst abwarten mußten. Hr. Schoonhoven war der Vorletzte an dem entgegengesetzten Ende des Stammes, wo die Meseley angefangen hatte. Die Reihe war bereits an ihn gekommen, und schon schwebte das Mordbeil über seinem Kopfe, im Begriff auf ihn herabzufallen, als ein Oberhaupt

Das Zeichen gab, mit dem Rorden aufzuhören. Hierauf näherte er sich Hrn. Schoonhoven und sagte mit gelassener Stimme: „Erinnerst du dich nicht, wie (zu einer Zeit, die er nannte) euere jungen Leute tanzten, arme Indianer kamen und auch tanzen wollten, euere jungen Leute sagten: Nein, Indianer sollen nicht mit uns tanzen! Aber du (denn es schien, dieser Mann hatte seine Züge erst im kritischen Augenblick erkannt,) sagtest: Indianer sollen tanzen! Jetzt will ich dir zeigen, daß Indianer sich der Güte erinnern können.“ Diese zufällige Erinnerung rettete Schoonhoven, und seines noch übriggebliebenen Gefährten Leben.

Die Wälder in Brasilien *)

Die Urwälder Brasiliens sind für den Reisenden beinahe undurchdringlich, der hier außerdem noch mit Sümpfen, Waldströmen und andern Hindernissen zu kämpfen hat. Dennoch vergißt der Reisende bei dieser immer aufgeforderter Thätigkeit die Beschwerden, welchen er unterworfen ist, und der Anblick jener herrlichen, erhabenen Weltnatur, gewährt Jedem durch immer neue und wechselnde Scenen Beschäftigung; denn besonders der Europäer, der zum ersten Mahl in jene Wälder eintritt, bleibt in einer beständigen Zerstreuung. Leben und üppiger Pflanzenwuchs ist überall verbreitet, nirgends ein kleines Plätzchen ohne Gewächse, an allen Stämmen blühen, ranken, wuchern

*) Aus der Schrift: Reise nach Brasilien, in den Jahren 1815 bis 1817 von Maximilian, Prinz zu Wied-Neuwied. 2. Band. Frankfurt a. M. 1821 bei H. L. Brönnner.

und heften sich Pflanzen, manigfaltige Farrenkräuter, Flechten und Moose verschiedener Art. Das Dickicht bilden die Geschlechter der Palmen und Feigen, und Tausende von andern größtentheils noch unbekanntem Baumarten, deren abgefallene Blüthen man auf der Erde liegen sieht, und kaum errathen kann, von welchem der Riesenstämme sie kamen; andere mit Blumen völlig bedeckt, leuchten schon von Ferne weiß, hochgelb, hochroth, rosa-roth, violett, himmelblau u. s. w., und an Sumpfstellen drängen, dicht geschlossen, auf langen Schäften die großen, schönen elliptischen Blätter der Heliconen sich empor, die oft zehn bis zwölf Fuß hoch sind, und mit sonderbar gebildeten hochrothen oder feuerfarbenen Blüthen prangen. Auf den höchsten Stämmen, hoch oben in der Theilung der Äste, wachsen ungeheuere Bromelia-Stauden, mit großen Blumenkolben oder Trauben, hochzinnoberroth oder von andern schönen Farben; von ihnen fallen große Bündel von Wurzeln, gleich Stricken herab, welche bis auf die Erde niederhängen, und unter den Reisenden ein neues Hinderniß bereiten. Solche Bromelia Stauden füllen alle Bäume an, bis sie nach Jahren absterben, und, vom Winde entwurzelt, mit Getöse herabstürzen. Tausendfältige Schlingpflanzen, von den zartesten Formen bis zu der Dicke eines Mannschenfels, von hartem, zähem Holze, verflechten die Stämme, steigen bis zu der höchsten Höhe der Baumkronen, wo sie alsdann blühen und Frucht tragen, ohne daß je ein menschliches Auge sie sah. Manche derselben sind so wunderbar gebildet, wie zum Beispiel gewisse Bauhinia-Arten, daß man sie ohne Staunen nicht betrachten kann. Aus vielen derselben fault der Stamm,

um den sie sich geschlungen, heraus, und hier steht dann eine kolossale gewundene Schlange, deren Entstehung sich auf diese Art leicht erklären läßt. Wer vermöchte anschaulich das Bild jener Wälder dem, der sie nicht selbst gesehen hat, zu entwerfen! Wie weit bleibt hier die Schilderung hinter der Natur zurück!

Das häusliche Leben der Grönländer.

So wie die Grönländer jedes Frühjahr zur Pfingstzeit ihre dann sehr unreinen und übertriebenden Winter-Wohnungen verlassen, um in Zelten zu wohnen, und kurz darauf weiter nach Süden ziehen, um ihren Fischfang und Tauschhandel mit den Südländern zu treiben, so kehren sie um Michaelis zurück, um ihre verlassenen und in ihrer Abwesenheit gehörig ausgewitterten Häuser in den Stand zu setzen und wieder zu beziehen. Die Männer bekümmern sich allein darum, das Holzwerk nachzusehen, schaffen das Mangelnde herbei, und setzen dieses ein. Die Weiber hingegen müssen herbeischaffen, was sonst noch fehlt, z. B. Steine u. dgl. Wenn dieses geschehen ist, so überziehen sie die Wände inwendig mit weißen bereiteten und zusammengenähten Fellen, legen die Brettschen, setzen die Fenster ein, welche aus zusammengenähten Weißfisch-Gedärmen bestehen, versehen das Haus mit Lampen, Kesseln, Kisten, Balken u. s. w. Das Haus sieht anfänglich recht sauber aus, aber die Wände werden nach und nach schmutzig; und der Fußboden wird von dem wiederholt darauf verschütteten Seehundsblute so schmierig, daß die Füße daran kleben.

Des Morgens, ehe die Männer zum Fange ausziehen, trinken sie einen Schluck Wasser, füllen ihre Dose mit Schnupftabaß, und nehmen einen Schrott Tabak in den Mund. Hiermit versehen, bleiben sie ohne Lebensmittel oft im härtesten Winter in Lebensgefahr den ganzen Tag ausgehen. Wer einen Seehund, oder nach der Jahreszeit einen Weißfisch gefangen hat, wird von seinem Weibe mit Freunden empfangen. Sie schleppt, mit Hilfe anderer Weiber, den Fang ans Land und nach Hause, fängt gleich an, ihn

abzuflensen und in Stücke zu schneiden, und thut diese, ohne das Blut abzuwaschen, in den Kessel, der schon über der Lampe hängt. Der Mann, welcher mittlerweile Boot, Flinte 2c. an den gehörigen Ort gebracht hat, kommt nun herein, legt seinen Pelz ab, setzt sich, und wartet ruhig, bis das Fleisch gar ist. Underdessen erzählt er die Begebenheiten des Tages. Gibt es noch getrocknete Haringe, so legt man einige von diesen vor ihm auf den Boden, bis das Essen fertig ist, und mit diesen und einem Schlucke Wasser eröffnet er die Mahlzeit. Ist der Fang unglücklich gewesen, und gibt es keine getrocknete Sachen mehr, so bekommt er gar nichts; aber er legt sich eben so ruhig, in der Hoffnung eines bessern Fanges am folgenden Tage zu Bette.

Während die Männer auf den Fangplätzen sind, und so oft Ungemach erdulden, haben die Weiber es recht gut in ihren warmen Häusern, wenn sie anders etwas zu essen haben. Sie plaudern, schneiden zu, nähen, weichen Felle in Urin ein, und wenn die Haare derselben sich gelöst haben, so schaben sie sie ab. So unerträglich dieser Gestank für andere ist, so wenig sicht er sie selbst an. Nach und nach, wenn die Felle so gegärbt sind, bereiten sie sie weiter. Sollen sie weiß seyn, so bleichen sie selbe an der Sonne; sollen sie gelb oder roth seyn, so färben sie sie. Die letztern beiden Sorten werden zu Stiefeln gebraucht, die ersten zu Pelzen. Felle, die die Haare behalten, und zu Winterkleidern verarbeitet werden sollen, erfordern nicht so viele Umstände. Die Weiber schaben alles Fett davon ab, trocknen sie, und machen sie endlich durch Reiben weich, ehe sie solche zuschneiden. Aber auch das abgeschabte Fett darf nicht unkommen; davon wird ein Kuchen bereitet, der beinahe wie Eyerluchen aussieht, und fast verfault seyn muß, ehe er genossen wird.

Die grönländischen Kinder sind bei der Geburt beinahe eben so weiß, als die unstrigen, bringen aber einen blauen Flecken, ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmesser, mit auf die Welt, der in der Haut über oder auf dem Kreuze sitzt. Wenn sie etwas heran wachsen, so dehnt dieser Flecken sich unmerklich über den ganzen Leib aus, und ist vielleicht die Ursache ihrer etwas dunklern Farbe.